

2 Grundlegende Begriffe und Konzepte

Bevor der relevante Stand an Theorie und empirischer Forschung aufgearbeitet wird, ist eine Klärung der zentralen Begriffe vonnöten. Zunächst wird ein begriffliches Verständnis „narrativer audiovisueller Medieninhalte“ entworfen, bevor die Adoleszenz als fachsprachliches Pendant zur „Jugend“ definiert und in ihren Merkmalen als Periode des menschlichen Lebenslaufs erläutert wird. Ein weiteres Teilkapitel gilt der Aufarbeitung der „Peergroup“, also des Freundeskreises Jugendlicher in seinen für die Fragestellung relevanten Eigenschaften. Eine Definition und Diskussion des Konzepts der „gemeinschaftlichen Einbindung von Medieninhalten“ vor dem Hintergrund der vielfältigen medialen Umwelt Jugendlicher schließt das Kapitel ab.

2.1 Narrative audiovisuelle Medieninhalte

Dass der Begriff der narrativen Darstellung hier etwas ausführlicher behandelt werden muss, geht vor allem darauf zurück, dass innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses Konsens nur darüber herrscht, dass es keinen, über ein Minimalverständnis hinausgehenden Konsens zur begrifflichen Festlegung narrativer Darstellungen gibt (vgl. Jannidis 2003, S. 35; Prince 2003, S. 1; Ryan 2007, S. 22; Polkinghorne 1995, S. 4; Hinyard und Kreuter 2007, S. 778; Franzosi 2010, S. 12; Frey 2009, S. 35). Dies geht vor allem darauf zurück, dass das aus der Literaturwissenschaft stammende Konzept in immer mehr wissenschaftlichen Disziplinen fruchtbar gemacht wurde, darunter vor allem in der Psychologie, aber auch in der Kommunikationswissenschaft. Aufgrund der sehr unterschiedlichen konzeptionellen und methodischen Anforderungen dieser Disziplinen hat auch das Spektrum an begrifflichen Festlegungen der narrativen Darstellung eine Ausweitung bzw. Aufweichung erfahren (vgl. Bamberg 2007, S. 1; Jannidis 2003, S. 35; Ryan 2007, S. 22; Frey 2009, S. 36). Die verschiedenen definitonischen Zugänge zu „Narration“ variieren jedoch weniger in ihrem grundlegenden Begriffsverständnis, als vielmehr in ihrer Strenge, also in der Zahl an Kriterien, die erfüllt sein müssen, um von narrativen Darstellungen sprechen zu können. So ist es möglich, zumindest einen Minimalkonsens zu identifizieren, also ein gemeinsames Kernverständnis, das all jenen, die sich mit narrativen Darstellungen

auseinandersetzen, gemein ist. Entsprechend summiert Franzosi seinen Überblick über eine Vielzahl an definitorischen Versuchen sehr treffend folgenderweise: „All these definitions of narrative stress the idea of sequence or succession of events.” (Franzosi 2010, S. 12) Entscheidend, um von einer narrativen Darstellung sprechen zu können, ist also das Vorhandensein von Ereignissen, die in eine Handlungsfolge integriert sind. In Anlehnung an diesen Minimalkonsens formuliert Abbott eine Definition des Begriffs „narrative“, die tatsächlich auch nur diesen Bedeutungskern als definitorisches Kriterium vorsieht: „Simply put, narrative is the representation of an event or a series of events” (Abbott 2002, S. 12). Er konkretisiert diese Definition durch ein Beispiel: Die Aussage, „Mein Hund wurde von einem Floh gebissen“, ist dementsprechend narrativ, da der Biss ein Ereignis darstellt. „Mein Hund hat Flöhe“, ist hingegen lediglich eine Zustandsbeschreibung und somit keine narrative Darstellung (vgl. Abbott 2002, S. 12). Es wird anhand dieses Beispiels schnell deutlich, dass Abbotts Definition entsprechend nur noch sehr wenige Aussagen nicht als narrativ aufzufassen sind. Für eine Abgrenzung des Konstrukts „narrative Darstellung“ im Sinne eines geschlossenen Betrachtungsgegenstandes ist dies wenig hilfreich. Daher gehen viele Autoren deutlich über diesen Minimalkonsens hinaus und ergänzen weitere Kriterien, die den Begriff „narrative Darstellung“ zum einen schärfer abgrenzen, zum anderen aber auch dem Alltagsverständnis einer „Erzählung“ näherbringen sollen.

Zunächst wird der Ereignisbegriff, der den Kern des Verständnisses narrativer Darstellungen ausmacht, enger gefasst: Ereignisse sind Zustandsänderungen. Eine narrative Darstellung umfasst also mindestens einen Anfangszustand und einen Endzustand, wobei der Anfangszustand nicht notwendigerweise explizit erwähnt, wohl aber implizit vorausgesetzt sein muss. Anfangs- und Endzustand müssen sich hierbei unterscheiden (sonst hat keine Veränderung und somit kein Ereignis stattgefunden). Gleichzeitig müssen Anfangs- und Endzustand aber in einem erkennbaren Zusammenhang stehen. (vgl. Schmid 2003, S. 19; Prince 2003, S. 2003: 6; Ryan 2007, S. 28–29; Bal 1997, S. 5; Coble 2008, S. 5–6). Der erkennbare Zusammenhang besteht darin, dass Anfangs- und Endzustand sich auf dasselbe Individuum oder dasselbe Element des Settings beziehen sowie darin, dass Anfangs- und Endzustand Teil einer erkennbaren zeitlichen Ordnung sind (vgl. Schmid 2003, S. 19; Prince 2003, S. 2003: 6; Ryan 2007, S. 28–29; Polkinghorne 1995, S. 4). Dementsprechend wäre die Beschreibung einer stillstehenden Wanduhr nicht narrativ. Wird hingegen die Bewegung des Zeigers der Uhr beschrieben, so findet eine Zustandsveränderung statt, wobei Anfangszustand und Endzustand sich auf dasselbe Element, nämlich die Uhr beziehen. Hier wäre also eine narrative Darstellung gegeben. Ist aber zunächst eine stillstehende Uhr Gegenstand der Beschreibung und danach eine ganz andere ebenfalls still-

stehende Uhr, dann unterschieden sich zwar wiederum Anfangs- und Endzustand, jedoch ohne dass ein Zusammenhang zwischen diesen erkennbar ist und ohne dass man dementsprechend von einer narrativen Darstellung sprechen kann.

Das Ereignis wird häufig noch dadurch konkretisiert, dass der Folgezustand in einer narrativen Darstellung nicht zwangsläufig auf den Ausgangszustand zurückzuführen sein darf (vgl. Prince 2003, S. 2003: 6; Ryan 2007, S. 28–29). Die Beschreibung eines sich bewegenden Uhrzeigers wäre dementsprechend nun nicht mehr narrativ, da die nächste Position des Zeigers immer zwangsläufig und vorhersehbar aus seiner vorherigen Position resultiert. Eine narrative Darstellung müsste hier also eine nicht zwangsläufig vorhersagbare Zustandsveränderung beinhalten. Dies wäre bspw. dann der Fall, wenn die Uhr aufgrund eines Erdbebens von der Wand fällt.

Die Zustandsveränderung muss nach Ansicht vieler Autoren darüber hinaus entweder von einem denkenden und fühlenden Wesen hervorgerufen worden sein, oder aber die Konsequenzen der Zustandsveränderung müssen von einem denkenden und fühlenden Wesen erlebt werden (vgl. Ryan 2007, S. 28–29; Bal 1997, S. 5; Hinyard und Kreuter 2007, S. 778). Die aufgrund eines Erdbebens von der Wand fallende Uhr würde dieses Kriterium nicht erfüllen. Eine narrative Darstellung wäre unter diesem Kriterium erst gegeben, wenn bspw. eine Person die Uhr von der Wand nimmt oder aber die Uhr einer Person auf den Fuß fällt und so der Fall in seinen Konsequenzen für ein denkendes und fühlendes Individuum erlebbar wird.

Zusätzlich zu den bisher genannten inhaltlichen Kriterien ist schließlich noch ein strukturelles Kriterium entscheidend für das Narrativitätsverständnis: Eine narrative Darstellung braucht einen Erzähler. Es muss also ein Individuum gegeben sein, das die Erzählung vorträgt, unabhängig davon, ob es selbst Teil der Erzählung ist oder nicht. Ursprünglich wurde hierbei unter dem Erzähler jemand verstanden, der die narrative Darstellung in Worte fasst. Um jedoch auch den audiovisuellen Medien gerecht zu werden, ist stattdessen heute eher von einem Mediator oder Agenten die Rede. Entscheidend ist demnach, dass die narrative Darstellung in einem Medium verankert ist (sei es in Wort, Bild oder Ton) und die mediale Darstellung absichtsvoll erschaffen wurde (vgl. Schmid 2003, S. 22–23; Jannidis 2003, S. 49; Bal 1997, S. 5; Cobley 2008, S. 5–6). Wenn also Person A erlebt, wie Person B eine Uhr von der Wand nimmt, so ist sie nicht Zeuge einer narrativen Darstellung. Wenn ihr aber Person B davon erzählt und somit absichtsvoll ein Ereignis und Aspekte dieses Ereignisses auswählt, um sie zu kommunizieren, so erschafft Person B eine narrative Darstellung. Genauso ist es eine narrative Darstellung, wenn Person A im Fernsehen mitansieht, wie der Protagonist einer Serie oder eines Films eine Uhr von der Wand nimmt, da Drehbuchautor und Regisseur dieses Ereignis ausgewählt haben, in

der Absicht, es den Zuschauern zu zeigen. Ähnliches gilt für die Rahmenhandlung eines Computerspiels. Auch wenn Person A in einer Dokumentation über die Restaurierung einer wertvollen Kirchturmuhr beobachtet, wie diese abmontiert wird, handelt es sich hierbei um eine narrative Darstellung. Das Ereignis ist zwar nicht erfunden oder inszeniert, trotzdem wählen Autor oder Produzent der Dokumentation dieses non-fiktionale Ereignis aus, um es dem Publikum vorzuführen, und sie entscheiden, in welcher Weise es präsentiert wird. Auch solche non-fiktionale Darstellungen sind somit narrativ (Jannidis 2003, S. 49). Da also nicht die Fiktionalität oder Inszenierung des Dargestellten entscheidend ist, sondern lediglich die Tatsache, dass eine bewusste Entscheidung über Darstellung und Darstellungsweise der Ereignisse getroffen wird, sind bspw. auch Shows und Reality-TV-Formate sowie manche Nachrichtenbeiträge den genannten Kriterien entsprechend narrative Darstellungen ebenso wie in einer Videocommunity eingestellte Alltagsvideos. Dass so nahezu die gesamte Bandbreite üblicher Fernsehinhalte, Filme sowie fernsehähnliche Inhalte, bspw. im Internet, von der Definition narrativer audiovisueller Medieninhalte erfasst werden, ist dabei durchaus gewollt. So sollen in der vorliegenden Arbeit gemeinsames Fernsehen ebenso wie Gespräche über Fernsehinhalte als grundlegende Formen der Rezeptionspraxis Jugendlicher Berücksichtigung finden, aber auch dem Fernsehen ähnliche Videonutzung an Computer, Tablet oder Smartphone sowie hieran anschließende Unterhaltungen. Das hier ausgearbeitete Begriffsverständnis von Narrativität entspricht somit der Breite des Betrachtungsgegenstandes.

Manche Autoren gehen noch wesentlich weiter in der Strenge ihres Narrativitätsbegriffs. So fordern bspw. Hinyard und Kreuter, eine narrative Darstellung müsse Konflikte und ungelöste Fragestellungen aufwerfen, die zum Ende hin einer Lösung zugeführt werden (vgl. Hinyard und Kreuter 2007, S. 778). Auch Ryan und Polkinghorne fordern einen erkennbaren inhaltlichen Endpunkt bzw. ein Ergebnis als Kriterium narrativer Darstellungen (vgl. Ryan 2007, S. 28–29; Polkinghorne 1995, S. 4). Solche Erweiterungen reichen weit in die qualitative Machart der Darstellung hinein und sind zusätzlich kaum intersubjektiv identifizierbar (Wann gilt ein Endzustand auch als inhaltlicher Endpunkt?), weshalb solche Kriterien in dieser Arbeit keine Anwendung finden.

Zusammenfassend soll dieser Arbeit daher das folgende Verständnis des Begriffs „narrative audiovisuelle Medieninhalte“ zugrunde gelegt werden:

Narrative audiovisuelle Medieninhalte sind von einem oder mehreren Agenten in Bewegtbild und Ton gefasste Darstellungen mindestens einer (fiktionalen oder non-fiktionalen) Zustandsveränderung. Dabei müssen Ausgangs- und Endzustand in eine zeitliche Ordnung eingebettet sein und sich auf das gleiche Individuum oder das gleiche Element des Settings beziehen. Die verschiedenen Zustände dürfen nicht zwangsläufig auseinander hervorgehen. Die Zustandsände-

rung muss von (mindestens) einem fühlenden und denkenden Individuum ausgelöst worden sein, oder in ihren Konsequenzen von einem solchen erlebt werden.

2.2 Jugend und Adoleszenz

2.2.1 *Begriff und zeitliche Verortung*

Ähnlich wie zuvor „narrative Darstellungen“ lässt sich auch der Begriff der „Jugend“ weit schwerer fassen, als es seine selbstverständliche alltagssprachliche Verwendung zunächst nahelegen mag. Um den Begriff der Jugend als psychologisches und soziologisches Konstrukt von seiner alltagssprachlichen Bedeutung abzugrenzen, wird daher im wissenschaftlichen Kontext statt von „Jugend“ meist von „Adoleszenz“ gesprochen. Adoleszenz leitet sich aus dem lateinischen „adolescere“ ab, was schlicht „Erwachsen werden“ bedeutet.

Dementsprechend lässt sich die Adoleszenz als die Periode zwischen Kindheit und Erwachsenenalter beschreiben, die sich an dem Zusammenspiel aus körperlicher Reifung und Wandel des Selbstbildes sowie des sozialen und ökonomischen Status⁴ des Individuums festmachen lässt. Die Adoleszenz umfasst also alle Veränderungen, die ein Kind schlussendlich in seiner eigenen Wahrnehmung und in der Wahrnehmung durch seine Umwelt zu einem erwachsenen Menschen machen (vgl. Steinberg 1993, S. 3; Flammer und Alsaker 2002, S. 34; Gillibrand 2004, S. 129; Zimmermann 2006, S. 157).

Dass diese begriffliche Festlegung klare definitorische Kriterien vermissen lässt, geht schlichtweg darauf zurück, dass die menschliche Entwicklung als ein fließender Prozess anzusehen ist, der deutliche inter- und intraindividuelle Verschiebungen aufweist: Körperliche, psychische, soziale und ökonomische Veränderungen der Adoleszenz setzen in unterschiedlichen Kulturen zu ganz unterschiedlichen Zeiten ein (vgl. bspw. Singh et al. 2000, S. 25). Ebenso variieren sie aber auch innerhalb kultureller Kontexte. So zeigen sich bspw. in Deutschland große Unterschiede hinsichtlich des Alters, mit dem Jugendliche und junge Erwachsene das Elternhaus verlassen (vgl. Rübenach und Weinmann 2008, S. 772). Und schließlich erstrecken sich die unterschiedlichen Veränderungsprozesse der Adoleszenz auch intraindividuell über verschiedene Altersabschnitte. Während bspw. die körperliche Reifung bei beiden Geschlechtern durchschnittlich zwischen dem 12. und 13. Lebensjahr einsetzt⁴ (vgl. iconkids & youth 2009, S. 55; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2010, S. 98–100), tritt die ökonomische Unabhängigkeit – nicht identisch, aber doch korrelierend mit dem

⁴ Bei den Mädchen gilt die erste Monatsblutung, bei den Jungen der erste Samenerguss als Indikator.

Auszug aus dem Elternhaus – deutlich später ein (vgl. Rübenach und Weinmann 2008, S. 772).

Die Adoleszenz definitorisch greifbar zu machen, gestaltet sich somit als äußerst schwierig, da besonders eine (zeitliche und inhaltliche) Festlegung auf Anfang und Ende der Entwicklungsperiode angesichts der oben beschriebenen inter- und intraindividuellen Unterschiede kaum möglich ist. Der Einfachheit halber wird als Markierung für den Beginn der Adoleszenz daher in der Regel das Einsetzen der körperlichen Reife, also der Pubertät angenommen. Diese stellt zum einen ein kulturell unabhängiges Kriterium dar, zum anderen ist sie meist die früheste im Lebenslauf einsetzende Veränderung der Adoleszenz (vgl. Ausubel 1968, S. 43; Flammer und Alsaker 2002, S. 34; Oerter und Dreher 2008, S. 272). So kann der Beginn der Adoleszenz individuell recht eindeutig identifiziert werden. Jedoch löst dies nicht das Problem einer allgemeinen zeitlichen Abgrenzung. Die Pubertät definiert nämlich nur den Anfang, nicht jedoch das Ende der Entwicklungsperiode, vor allem aber bestehen auch im Zeitpunkt des Einsetzens der körperlichen Reifung immer noch massive interpersonale Unterschiede (vgl. iconkids & youth 2009, S. 55; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2010, S. 98–100).

Eine eindeutige zeitliche Abgrenzung der Adoleszenz, die gleichzeitig aber möglichst allgemein, also für die Gesamtheit der Jugendlichen (zumindest innerhalb eines Kulturkreises) anwendbar ist, ist für die empirische Forschungspraxis jedoch unverzichtbar. Denn nur eine zeitliche Festlegung der Adoleszenz ermöglicht beispielsweise die Definition einer Grundgesamtheit. Daher soll im Folgenden in Anlehnung an Steinberg sowie Flammer und Alsaker auf eine ungefähre Phaseneinteilung zurückgegriffen werden, die so weit angelegt ist, dass sie die Adoleszenz jedes Jugendlichen umfassen sollte, wenn sie auch für manche Jugendliche bis in die Zeit der späten Kindheit oder des frühen Erwachsenenalters hineinreichen wird.

Die Adoleszenz erstreckt sich demnach vom 10. bis zum 21. Lebensjahr, wobei die frühe Adoleszenz das 10. bis 14. Lebensjahr umfasst, die mittlere Adoleszenz das 15. bis 17. und die späte Adoleszenz das 18. bis 21. Lebensjahr (vgl. Steinberg 1993, S. 5; Flammer und Alsaker 2002, S. 34 ähnlich: Smetana et al. 2006).

2.2.2 Die Veränderungsprozesse

Schließlich soll noch darauf eingegangen werden, welche Veränderungsprozesse als maßgeblich für die Entwicklungsperiode der Adoleszenz angesehen werden und somit mutmaßlich auch einen zentralen Stellenwert in der Lebenswirklich-

keit Jugendlicher einnehmen. Bereits angesprochen wurden die *körperlichen Veränderungen* der Pubertät, die - ausgelöst durch einen sich verändernden Hormonhaushalt - vor allem an der Reifung der Geschlechtsorgane sowie der Schambehaarung offensichtlich werden und gleichzeitig von einer deutlichen Steigerung der sexuellen Erregbarkeit begleitet sind (vgl. Gillibrand 2004, S. 130–131; Oerter und Dreher 2008, S. 290–293). Auch die soziale Umwelt nimmt die körperlichen Veränderungen wahr und reagiert hierauf mit einem veränderten Verhalten gegenüber dem Jugendlichen (vgl. Flammer und Alsaker 2002, S. 72). Eng hiermit verknüpft ist der *Wandel des sexuellen Verhaltens*, der von der Entdeckung der Masturbation bis hin zum ersten Geschlechtsverkehr reicht (vgl. Silbereisen und Schmitt-Rodermund 1998, S. 388–389; Gillibrand 2004, S. 134).

Einschneidende Fortschritte erfolgen auch in der *kognitiven Entwicklung*. Hierunter fallen insbesondere die Fähigkeit zur Hypothesenbildung und –testung sowie die Ausbildung differenzierter Vorstellungen von abstrakten Konzepten, z.B. Liebe, Gerechtigkeit (vgl. Gillibrand 2004, S. 136). Schließlich ist das *Streben nach Unabhängigkeit* von den Eltern sowie der Erwachsenenwelt im Allgemeinen ein Kernprozess der Adoleszenz, der von der Aufnahme neuer Beziehungen mit Gleichaltrigen des eigenen und des anderen Geschlechts begleitet wird (vgl. Silbereisen und Schmitt-Rodermund 1998, S. 387–388; Gillibrand 2004, S. 138–139).

All die hier genannten Prozesse fordern *Anpassungen der Identität*, also des Selbstkonzepts der Jugendlichen. Die körperliche Reifung bedingt eine Neuausrichtung des Körperbildes und eine Auseinandersetzung mit der männlichen und weiblichen Geschlechtsrolle. Die kognitive Entwicklung resultiert in einer neuen Wahrnehmung der physischen und sozialen Umwelt und des eigenen Platzes darin. Schließlich stellen die Veränderungen in den familiären, vor allem aber in den neu hinzutretenden Beziehungen zu Gleichaltrigen den Jugendlichen vor die Herausforderung, sich sozial neu zu verorten (vgl. Flammer und Alsaker 2002, S. 142–143). Wegen dieses Ineinandergreifens der unterschiedlichen Veränderungsprozesse im Selbstkonzept des Jugendlichen wird die Identitätsentwicklung als der zentrale Prozess der Adoleszenz angesehen (vgl. bspw. Havighurst 1972, S. 44; Oerter und Dreher 2008, S. 303). Die hieraus resultierenden identitätsbezogenen Entwicklungsaufgaben und eine Ausdifferenzierung der Identitätsentwicklung Jugendlicher werden Gegenstand in Kapitel 4.2 sein.

2.3 Die Peergroup Jugendlicher

Wie im vorhergehenden Abschnitt dargestellt wurde, ist die Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern und das Streben nach Unabhängigkeit von der Erwachse-

nenwelt im Allgemeinen ein Kernprozess der Adoleszenz. Dieser Prozess ist begleitet von der Aufnahme neuer, egalitärer Beziehungen mit Gleichaltrigen. Den maßgeblichen sozialen Rahmen dieser egalitären Beziehung bildet der Freundeskreis Jugendlicher, in der Fachsprache meist „Peergroup“ genannt (vgl. Freud 1969, S. 8–9; Argyle 1972, S. 242; Gillibrand 2004, S. 138–139; Hartup und Stevens 1999, S. 76–77; ausführlich in Kapitel 4.3). Die Strukturen und Funktionen der Peergroup sollen im Folgenden genauer beleuchtet werden.

2.3.1 Soziale Gruppen und Primärgruppen

Die Peergroup ist nur eine von vielen möglichen sozialen Gruppen, in die Menschen mehr oder weniger intensiv eingebunden sind. Um die Eigenschaften und Strukturen einer Peergroup darzustellen, wird daher zunächst beschrieben, welche Eigenschaften und Strukturen soziale Gruppen ganz allgemein auszeichnen. Darauf aufbauend können dann die Besonderheiten der Peergroup als Sonderform sozialer Gruppen ergänzt werden.

Die Merkmale *sozialer Gruppen* (bspw. Familien, Kollegenkreise, Nachbarschaften, Fahrgemeinschaften) lassen sich nach strukturellen Eigenschaften sowie nach der kognitiven, emotionalen und motivationalen Repräsentation der Gruppe in der sozialen Wahrnehmung ihrer Mitglieder unterscheiden. Das einfachste *strukturelle Merkmal* ist die Größe: Soziale Gruppen sind eher klein und umfassen in der Regel zwischen 3 und 25 Mitgliedern, weshalb sie äquivalent auch als „Kleingruppen“ bezeichnet werden (vgl. Schäfers 1999a, S. 21; Sader 1998, S. 39). Wichtig ist, dass eine Interaktion zwischen allen Mitgliedern der Gruppe zumindest möglich sein muss (vgl. Girgensohn-Marchand 1999, S. 55; Sader 1998, S. 39). Die Beziehungen zwischen den Mitgliedern sind diffus. Das heißt, sie sind nicht formalisiert wie bspw. innerhalb einer Organisation und trotzdem relativ stabil und dauerhaft (vgl. Neidhardt 1999, S. 135–136; von Wiese 1966 [1923], S. 449). *Kognitiv* hat jedes einzelne Gruppenmitglied ein Bewusstsein für die Existenz der Gruppe als eine von der restlichen sozialen Umwelt distinkte Einheit. Auch ist jedes Mitglied mit jedem einzelnen der anderen Mitglieder bekannt (vgl. Sader 1998, S. 39; von Wiese 1966 [1923], S. 496–497). Die einzelnen Individuen verbindet *emotional* ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Zusammenhalts (vgl. Schäfers 1999a, S. 21; Sader 1998, S. 39). Diese emotionale Bindung beruht vor allem auf der *motivationalen Komponente*, dem Gruppenziel. Dieses eint die Mitglieder und stattet sie mit einem gemeinsamen Handlungsmotiv aus, nämlich der Bearbeitung des Gruppenzieles. Hierbei ist mit dem Gruppenziel nicht unbedingt eine formale Aufgabe sondern eher ein impliziter gemeinsamer Wunsch oder ein gemeinsamer Sachverhalt gemeint, der

der Identifikation mit der Gruppe dient, und an dem das Verhalten der Mitglieder ausgerichtet ist (vgl. Schäfers 1999a, S. 21; Sader 1998, S. 39, 64-66). Innerhalb eines Freundeskreises könnte ein solch implizites Gruppenziel bspw. die gemeinsame Gestaltung der Freizeit sein oder auch das gemeinsame Erkunden der Erwachsenenwelt (erste Beziehungen, der erste Diskobesuch, das Durchsetzen eigener Interessen gegen die Eltern). Hierbei trägt die Gruppe Sorge, dass jedes Mitglied Anteil an der Umsetzung des gemeinsamen Ziels hat (bspw. die gleichen Freizeitinteressen zeigt und dabei mithilft, diese Interessen zu verfolgen). Aber nicht nur die Bearbeitung des Gruppenziels sondern auch Verhaltensweisen, die vom Gruppenziel völlig unabhängig sind, unterliegen einer Kontrolle durch die Gruppe. Die alltäglichen Kommunikations- und Interaktionsprozesse werden nämlich durch Normen geregelt, die zwar teils aus dem gesamtgesellschaftlichen Normensystem übernommen sind, teils aber auch der Gruppe selbst entstammen (vgl. Sader 1998, S. 39; Schwonke 1999, S. 39-41; Schäfers 1999a, S. 21; von Wiese 1966 [1923], S. 496-497). Sie setzen die Mitglieder einem Konformitätsdruck aus und geben ihnen gleichzeitig Verhaltenssicherheit (vgl. Erb und Böhner 2002, S. 49; Schwonke 1999, S. 48). Solche Normen können bspw. darin bestehen, dass alle Gruppenmitglieder einen ähnlichen Kleidungsstil befolgen oder aber darin, dass man nicht mit den Exfreundinnen anderer Gruppenmitglieder anbandelt. Ein Teil dieses Normensystem ist es auch, dass die unterschiedlichen Mitglieder innerhalb der Gruppe zumindest in Ansätzen unterschiedliche Rollen ausfüllen. So kann es auch innerhalb eines Freundeskreises Mitglieder geben, die eher über die Freizeitaktivitäten entscheiden, wogegen andere eher bei Beziehungsproblemen beraten (vgl. Schäfers 1999a, S. 21; Bales und Slater 1964, S. 259-260; Sader 1998, S. 39)⁵.

Eine besondere Form der sozialen Gruppe ist die *Primärgruppe*. Sie hebt sich durch die Art des Gruppenzieles, also durch die *motivationale Relevanz* der Gruppe für ihre Mitglieder von anderen Formen der sozialen Gruppe ab. Primärgruppen dienen nämlich der Vermittlung primärer, das heißt intimer und intensiver Sozialkontakte sowie der Herausbildung der sozialen und persönlichen Identität (vgl. Schäfers 1999b, S. 101; Cooley 1964 [1909], S. 23). *Emotional* erfahren die Mitglieder aufgrund der hohen subjektiven Bedeutung dieser Ziele eine

⁵ Zwei weitere Kriterien werden sozialen Gruppen häufig als zusätzliche strukturelle Merkmale zugeschrieben. Dies sind die Forderungen nach unmittelbarer Interaktion (d.h. Face-to-Face) und räumlicher oder zeitlicher Abgrenzung der Gruppenmitglieder von der weiteren sozialen Umgebung (vgl. Sader 1998, S. 39; Neidhardt 1999, S. 135-136). Unter den heutigen kommunikativen Rahmenbedingungen sind diese Kriterien jedoch als problematisch anzusehen. Da inzwischen auch rein über Onlinekommunikation vermittelte Gruppen insbesondere unter Jugendlichen realisierbar sind, können Face-to-Face-Interaktion, räumliche Nähe und zeitliche Synchronität der Gruppeninteraktion nicht mehr vorausgesetzt werden (vgl. Bargh und McKenna 2004; Brandon und Hollingshead 2007, S. 105-106; Höflich 1995, S. 521-522).

gewisse Verschmelzung ihrer Individualität mit der Gruppe und sind *strukturell* auf unmittelbare Face-to-Face-Interaktion angewiesen (vgl. Cooley 1964 [1909], S. 23). Als Primärgruppen gelten die Familie und die Peergroup (s.u.).

2.3.2 Die spezifischen Eigenschaften der Peergroup

Die *Peergroup* schließlich teilt alle bisher dargestellten Eigenschaften der sozialen Gruppe im Allgemeinen und der Primärgruppe im Speziellen, weist darüber hinaus aber noch einige weitere Besonderheiten auf: *Strukturell* besteht die Peergroup aus wenigen (meist unter 7) Kindern oder Jugendlichen, die freiwillig Teil der Gruppe sind (vgl. Argyle 1972, S. 242–243), und die sich in der Regel nicht bzw. kaum in Alter und sozialem Milieu unterscheiden. Hierdurch bestehen unter den Mitgliedern einer Peergroup – im Gegensatz zu anderen Gruppen wie bspw. der Familie – keine oder nur sehr geringe Status- und Machtunterschiede (vgl. Argyle 1972, S. 243; Güroglu et al. 2007, S. 366; Cooley 1964 [1909], S. 109–110; Machwirth 1999, S. 252). Als Primärgruppe sind Peergroups *motivational* auf das Ziel der Ausbildung einer eigenständigen Identität, hier aber besonders auf den Bereich der Autonomiegewinnung sowie auf die Aufnahme sexueller Beziehungen ausgerichtet (vgl. Argyle 1972, S. 242; Machwirth 1999, S. 252; Schäfers 1999b, S. 101). Hierzu ist eine hohe Kohärenz innerhalb der Gruppe bei gleichzeitiger Abgrenzung gegenüber der Erwachsenenkultur notwendig, die durch ein hohes Maß an Unabhängigkeit der Peergroup von ihrer weiteren sozialen Umwelt gewährleistet wird (vgl. Cooley 1964 [1909], S. 109–110). Aufgrund dieser Abgrenzung werden gesamtgesellschaftliche und besonders familiäre Normen teils abgelehnt, gruppeninterne Normen jedoch sehr geschätzt und streng befolgt. Dies führt in jugendlichen Freundeskreisen trotz der freiwilligen Mitgliedschaft zu einem hohen Konformitätsdruck auf die Jugendlichen (vgl. Argyle 1972, S. 244; Machwirth 1999, S. 252; Schwonke 1999, S. 48).

Auf Basis dieser Eigenschaften soll dieser Arbeit das folgende Verständnis jugendlicher Peergroups zugrunde gelegt werden:

Jugendliche Peergroups sind soziale Gruppen, die aus wenigen etwa gleichaltrigen und meist sozioökonomisch ähnlich gelagerten Jugendlichen bestehen. Ziel der Peergroup ist es neben der Freizeitgestaltung vor allem, den Mitgliedern Raum für die Ausbildung und Erprobung einer eigenständigen Identität sowie egalitärer sexueller und nicht-sexueller Beziehungen zu Gleichaltrigen zu bieten. Die Peergroup zeichnet sich nach außen durch eine hohe Unabhängigkeit, nach innen durch ein hohes Maß an Kohärenz aus. Die Mitglieder der Peergroup entwickeln ein eigenes implizites Normensystem, dem sie sich freiwillig unterwer-

Der soziale Rezipient

Medienrezeption als gemeinschaftliche Identitätsarbeit
in Freundeskreisen Jugendlicher

Weber, M.

2015, XII, 378 S. 14 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-08747-0